

I

## **Was ist Sozialkapital?**

## Auf der Spur des Bruttonationalglücks – Bhutan, Alpen und Almen

Dass die Bhutanesen ein Bruttonationalglück genießen, hat sich inzwischen auch in Deutschland herumgesprochen. Mit Bewunderung sprechen wir davon, dass ein nach unseren Maßstäben doch sehr armes Land, mit dessen bäuerlichen Bewohnern wir wohl kaum den Platz am Melkeimer tauschen möchten, die Welthitparade der glücklichsten Völker anführt. Aus gutem Grund wird das Bruttonationalglück in Deutschland, Österreich und der Schweiz nicht erhoben: Es könnte unerwartet niedrig ausfallen und damit den erreichten Wohlstand als Luftnummer erscheinen lassen.

In der Schweizer Bundeshauptstadt Bern wurden letztes Jahr gigantische Netze über der Aare aufgespannt, um die Selbstmörder von den beiden Aarebrücken aufzufangen. Der Koordinator der Maßnahme, Bernhard Stähli, zur Begründung: »In dieser Zeit müssen wir einander gegenseitig tragen, Wärme geben – mehr als Metallnetze braucht es dieses Netz.« Ein Brückennetz für Selbstmörder als Ausdruck menschlicher Wärme – das Bruttonationalglück kann unterschiedliche Wege gehen.

Ich stand mit zwei chinesischen Touristen an einem Junitag auf der Brücke. Obwohl sie gut Englisch konnten, vermochte ich nicht, ihnen *diese* Bedeutung der Netze zu erklären. Sie dachten bis zuletzt, durch die Netze sollten die Badenden im sich tief unten windenden Fluss vor nachlässig herabgeworfenen Bier- und Schnapsflaschen geschützt werden. Sie nickten freundlich ob dieser weisen Fürsorge.

Es gibt in den deutschsprachigen Ländern eine lange Aussteigertradition, die mit Namen wie Wörpswede, Montagnola und Altaussee, mit Niederbayern, der Steiermark und dem Tessin verbunden ist. Viele städtische Familien haben eine Ferienwohnung oder aber einen Familienteil auf dem Land. So konnten wir inzwischen über

Generationen den Wandel des Landes beobachten: Wie die Tante-Emma-Läden verschwanden, wie die Reiterhöfe kamen, wie aus der Werkstatt eine Fabrik wurde, wie das Holzhaus Kunststofffenster und eine Garage bekam. Wie die Bauerntochter Fotografin in New York wurde. Wie der örtliche Werbeagenturinhaber seinen Porsche gegen den Baum fuhr. Wie die Frauen nach den Scheidungen mit ihren – nun *Kids* genannten – Kindern auf den Höfen zurückblieben und für die Heilpraktikerinnenprüfung lernten. Wie die Grünen in die Gemeinderäte einzogen. Wie die Zahl der Messen und Messeteilnehmer zurückging und wir Atheisten und unsere Kinder schließlich die treuesten Kirchgänger wurden. Wie in den Dörfern Bioläden aufmachten. Wie man begann, wieder Holzhäuser zu bauen. Wie die Bäche und Flüsse renaturiert wurden. Wie Ziegen, Hühner und Schafe Hunde als Haustiere ablösten. Wie die Ziegen, Hühner und Schafe wieder abgeschafft wurden. Wie die Katzen Einzug hielten.

Viele Änderungen bestanden nur in kurzlebigen Moden. Familien und Besucher kamen und gingen. Aber es zählt zu den Rätseln und Wundern Mitteleuropas, dass doch die Landschaften, Höfe und Dörfer sehr weitgehend intakt blieben. Zu jedem beliebigen Zeitpunkt gab es ausreichend Nachschub an Aussteigern und Ruheständlern, Rückkehrern und Zuwanderern, die das örtliche Gewerbe, die Schulen und die Verwaltung, ja sogar das örtliche Brauchtum am Leben hielten.

Die Gründe fürs Leben auf dem Land änderten sich und sie ändern sich weiter, aber es ist nicht grundsätzlich infrage gestellt. Dabei wird dort weitgehend nur Geld ausgegeben, das anderswo erwirtschaftet, zumindest aber gepumpt oder gedruckt wird. Wenn man Städter fragt, was sie am Land so schätzen, dann werden längst nicht mehr nur die gute Luft oder die Aussicht, die Sportmöglichkeiten oder die günstigen Preise genannt, sondern man erwähnt, dass dort noch auf der Straße begrüßt wird. Dass man seit 20 Jahren bei der gleichen Bauernfamilie Speck und Schnaps holt. Dass man sich nicht nur bei der Ernte und beim Hausbau hilft, sondern auch bei der Kundenakquisition und bei der Suche nach einer Lehrstelle. Es scheint, als seien weite Teile des Landes eine Oase von Hilfsbereitschaft, Vertrauen, Geschenkkultur, Freundlichkeit und Gastfreund-

lichkeit, die jeden Strukturwandel überdauern. Darf man erwähnen, dass es am Land so gut wie keine Kriminalität gibt, dass die einzige Gefahr für Leib und Leben von Extremsport und tiefergelegten 3er BMWs ausgeht? Dass die Dörfler längst auch alle in Patchworkfamilien leben und Freitagabend bei der Heute-Show die Schadenfreude über die Regierung ausleben?

Das Bild des Landes als nicht heile, aber sich immer wieder erfolgreich selbstheilende Welt hat sich bis heute gehalten. Es bildet die Grundlage für den größten zusammenhängenden Wohlstandsraum der Erde: Von Wien bis Genf, von Ljubljana bis Freiburg reicht der gesegnete Alpenraum. Keine Naturkatastrophe und kein Bürgerkrieg können dort Menschen vertreiben und entwurzeln. Wasser, Holz, Obst und selbst Wein im Überfluss, gemäßigtes Klima, genügend Raum – die Natur hat die Menschen dort reichlich beschenkt.

Es ist noch keine hundert Jahre her, da lebten auf vielen großen Höfen noch leibeigene Knechte und Mägde. Im Winter wurden in vielen Familien in ihren entlegenen Holzbauernhöfen Holz und Nahrung knapp. Kinder aus Vorarlberg und Osttirol wurden als Schwabekinder an schwäbische Bauernhöfe verkauft. In Österreich benötigten Knechte und Mägde noch im 20. Jahrhundert die Genehmigung des Bauern, wenn sie heiraten oder anderswo eine Arbeit annehmen wollten. Viele Bauernkinder aus dem Engadin, der Steiermark oder Savoyen mussten ihre Heimat verlassen und sich als Arbeiter und Tagelöhner in den Städten niederlassen.

Kupfer-, Eisen- und Goldbergwerke, die über Jahrhunderte in den Alpen den Bauern und Holzarbeitern ein bescheidenes Zubrot ermöglicht hatten, schlossen ihre Tore. Wie aber wurden Orte wie Kitzbühel, St. Moritz und Tegernsee zu Treffpunkten der Reichen mit Grundstückspreisen wie in den Bestlagen der Großstädte? Tourismus, ursprünglich Fremdenverkehr genannt, gab und gibt es schließlich überall. Und dass die meist verregneten und oft schattigen Alpenorte prädestiniert für die Beherbergung der anspruchsvollsten Luxusklientel wären, kann wohl kaum behauptet werden. Die Alpenbewohner selbst waren in keiner Weise reich, ja, sie waren nicht einmal besonders erfolgreiche Teilnehmer am alpenüberquerenden Handel.

Wie und womit also wurden die in viele Sprachen und Grenzen zersplitterten Alpenvölker zu Paradebeispielen für dauerhaft erfolgreiche Gemeinschaften?

Die Ethnologin und Gemeingutforscherin Elinor Ostrom, die im Jahre 2009 als erste Frau den Wirtschaftsnobelpreis erhielt, beobachtete die Weidebewirtschaftung von Bauern im Wallis. Die Bergweiden waren sogenannte Allmenden, also Gemeingüter, und befanden sich nicht im Besitz von einzelnen Bauern oder Grundherren. In Österreich, etwa im Pongau, gibt es größere Almgensenschaften, die ähnlich bewirtschaftet werden. Die Bauern, die im Sommer ihr Vieh auf die Alm treiben, achten darauf, dass sie nicht zu viel Vieh auf die Weiden lassen, da die Übernutzung die fragile Almfauna zerstören könnte. Sie achten aber auch darauf, dass jeder in etwa den gleichen Nutzen von der Alm hat. Obwohl jeder im Tal seinen Hof und sein Land besitzt, macht es ihnen nichts aus, die Alm zu teilen. Dort kann niemand das Vieh davon abhalten, die fetteste Weide zu stürmen. Die Teilung eines gemeinsamen Grundes zur Sicherung der nackten Existenz birgt in sich theoretisch die schrecklichsten Konflikte. Die genossenschaftliche Almbewirtschaftung aber lässt diese nicht aufkommen. Ähnlich wie in der Volksrepublik China, hat sich in den Alpenländern eine Parallelstruktur von kollektiver und privater Wirtschaft entwickelt. Diese bedingen, ergänzen und stützen sich, sodass am Ende nicht mehr deutlich erkennbar ist, ob das Kollektiv oder der Eigennutz die stärkeren Erfolgsfaktoren waren. Dass Gemeinschaften überhaupt existenzielle Fragen ihres Überlebens völlig ohne Krieg, Gesetze und Streit lösen können, gilt als eines der großen Rätsel des Zusammenlebens, wird doch die Weltpolitik seit Jahrhunderten von hochgerüsteten Militärmächten bestimmt, die ihre Herrschaft immer mit der Berufung auf eine existenzielle Bedrohung rechtfertigen.

In der Staatslehre des chinesischen Philosophen Lao-Tse heißt es: »Dass es so viele Räuber und Verbrecher gibt, kommt daher, dass es so viele Gesetze gibt.« Offensichtlich war Lao-Tse auf ein Grundprinzip der Funktion von Gemeinschaften gestoßen, dass diese nämlich mit jeder Abgrenzung und jedem Besitzanspruch überhaupt erst Anlass für Konflikte geben. Insofern ist die gemein-

schaftlich genutzte Alm ein Sinnbild für jede Art von Gemeinschaftsfragen: Nur wenn deren Lösung aus gemeinsamer Einsicht erfolgt, funktioniert sie dauerhaft. Diese kantianisch-anarchistische Sichtweise lässt die auf zahlreichen Verträgen und Gesetzen gegründeten Gemeinschaften als gescheitert erscheinen, müssen sie doch mit Rechts- und Polizeigewalt Zustände herstellen, die auf der Alm aus natürlicher Einsicht funktionieren. Die Almbauern haben mit Sicherheit nie Immanuel Kant gelesen. Der hatte die Idee eines all-gemeingültigen Umganges mit Gesetzen formuliert: »Folge stets nur einem solchen Prinzip, von dem du auch wollen kannst, dass es zum allgemeinen Gesetze werde«, oder umgangssprachlich: »Was du nicht willst, dass man dir tu', das füg' auch keinem andern zu.«

Die Alpenländer besitzen vielleicht kein so großes Bruttonationalglück wie die Bhutanesen, aber sie haben eine Tradition in Gemeinsinn. Ausgerechnet der bäuerliche Allmenderaum der Hochalmen nun wurde Ende des 19. Jahrhunderts von Industriellen aus Berlin, Prag, Wien, Dresden und Essen auf der Suche nach dem einfachen, ursprünglichen Leben entdeckt. Auch die von ihnen geförderte Kohle war eigentlich ein Gemeingut. Aber der Staat privatisierte dieses Gemeingut und schuf damit die Grundlage für den industriellen Großkapitalismus. Die ersten Alpenbesucher kamen also aus Gebieten, in denen jeder Fingerbreit Privateigentum war, in die scheinbar unendliche Freiheit der Bergwelt. Sie gingen vor wie in ihrer Heimat: Über Konzessionsverträge erhielten sie das Recht, Berghütten zu bewirtschaften. In diesen setzten sie Pächter ein. Die Bauern und Holzarbeiter der Bergtäler errichteten die Hütten und trugen die Lasten der neuen Bergherren. Der Tourismus im Alpenraum hat also seine Wurzel in dem erstaunlichen Umstand, dass die Bergbewohner ihren knappen Allmenderaum mit fremden Gästen teilten.

Diese schätzten die Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft der Alpenbewohner und bewunderten ihre Frömmigkeit und ihre Bräuche. Vom ersten Tag an ahmten sie die alpenländischen Bekleidungsformen nach und begannen, als Publikum das Brauchtum vom seltenen Festanlass im wöchentlichen Heimatabend im Kurhaus zum Kulturalltag werden zu lassen.

Dass die Alpenbewohner Fremde an ihren Bräuchen teilnehmen ließen, ihnen ihre Liebes- und Schmerzeslieder vorsangen und sogar jodelten, ließ neben dem natürlichen Gemeingut Alm ein zweites Gemeingut hervortreten: die alpenländische Kultur. Mit diesen beiden Gemeingütern, die sie in jeder Hinsicht mit den fremden Besuchern zu teilen bereit waren, schufen sie die Grundlage für eine einmalige Kulturvermischung, deren Ergebnis der heutige, alpine Wohlstandsraum ist. Nach mehreren Generationen Vermischung ist heute längst nicht mehr auseinanderzuhalten, wer Fremder und wer Einheimischer ist. Die natürlichen und sozialen Gemeingüter bilden eine große Klammer, in die inzwischen auch Russen, Inder, Chinesen und Brasilianer, Balten und Koreaner passen. Der Alpenraum ist eine auf Allmende gegründete Weltgesellschaft geworden, in deren Aufführungen jeder Besucher seinen Platz als Statist findet. Der Reichtum des Alpenlandes besteht fast nur aus Gemeingütern. Sie bilden die Kulisse für die tägliche Aufführung von Marienfrömmigkeit, Holzbauästhetik und Schmankerlküche, von Lifestyle und Outdoor-Grenzerlebnissen, Après-Ski und Alpenschamanenkursen. Wenn sich die oft völlig voneinander isolierten Gemeinschaften der tausend Täler nicht darauf geeinigt hätten, ihre Almen und Bräuche mit den Fremden zu teilen (und die Bräuche dabei sogar zu erfinden, wenn sie nicht vorhanden waren), würde es ihnen gehen wie ihren Brüdern und Schwestern in den Vogesen, den Ardennen, im Jura, im Schwarzwald, im Böhmerwald, in der Rhön und in der Eifel: Da sie nichts teilen konnten und wollten, leben sie bis heute weitgehend isoliert und verglichen mit den Alpenregionen in relativer Armut und Rückständigkeit.

Die Bewohner Bhutans dagegen beziehen ihr viel gerühmtes Bruttonationalglück genau aus dieser Verschließung. Sie machen aus der Not der Isolation die Tugend der Selbstgenügsamkeit. Das aber ist unseren durchmischten, von Verkehr und Informationen überfluteten Staaten nicht mehr möglich. Wir tun deshalb gut daran, kein Bruttonationalglück zu definieren oder zu messen. Unsere Gemeinschaften funktionieren nämlich auch dann, wenn wir unglücklich sind – gut so, denn dann brauchen wir ihre Stütze in der Regel am meisten.